

Dokument 16

Groß Hehlen: Heinrich Otte, Lehrer¹, und seine Frau
7. August 1946

Zur Charakterisierung der Schwarzmeerdeutschen, die als Flüchtlinge in Groß Hehlen leben, muß ich als Lehrer sagen, daß die Kinder sehr gute Rechner sind, dagegen können sie oft mit 13 Jahren nicht besser lesen als die kleinsten Fibelschützen. Sie unterscheiden sich von unsern Kindern durch ihr schwarzes Haar. Unsere Soldaten erzählen, daß sie dort von ihnen sehr gastfreundlich aufgenommen worden sind. Sie haben eine gewisse Sorglosigkeit im Verbrauchen. Sie teilten unbedenklich mit den deutschen Soldaten, was sie hatten, während unsere Bauern hier wirtschaften und einteilen. Sie haben in den 200 Jahren, seit sie aus der schwäbischen Heimat nach Rußland zogen, viele speziell russische Zustände auf sich wirken lassen und treiben keine Vorratswirtschaft. Dazu kommt, daß der Boden dort so fruchtbar ist, daß er ohne Düngung Ernten bringt. Sie haben sehr schöne Gärten dort gehabt. Sie wurden durch Hitler aus ihren Heimstätten in den Warthegau verpflanzt und sind von dort wieder geflüchtet. Für die Schule haben sie wenig Interesse. Die Kinder schwänzen sehr gern. Die schönsten Butterkuchen im Dorfe backen die Schwarzmeerdeutschen, sie verbrauchen unbedenklich ihre ganzen Zuteilungen, auch wenn sie dafür krumm liegen müssen. Es war auffallend, wie sehr die Russen mit ihnen sympathisierten. Die Russen haben sie, während sie hier lagen, mit allem unterstützt in Kleidung und Lebensmitteln. Sehr ungern gehen die Schwarzmeermädchen in einen Dienst, arbeiten brauchen sie ja auch nicht, um Lebensmittelkarten zu erhalten, das ganze Feld gehört ja ihnen. Auch die jungen Schwarzmeerdeutschen gehen nicht gerne als landwirtschaftliche Arbeiter. Sie gehen viel lieber zum Tommy und arbeiten beim Straßenbau, die Arbeit wird dort sehr lose betrieben, sie werden in Autos hin- und hergefahren und bekommen die Stunde 70 Pfennig. Beim Bauern kostet das Arbeiten viel mehr Schweiß. Es ist überhaupt eine große Abwanderung von der landwirtschaftlichen Arbeit hin zum Tommy zu verzeichnen. Wir haben hier nur einen Fall, wo ein junges Mädchen aus einer ostpreußischen Großstadt sich so ganz besonders gut auf einem Bauernhof eingewöhnt hat, daß sie mit ihren jungen Jahren schon die Frau ersetzen könnte. Durchweg helfen die Flüchtlingsfrauen nicht auf den Höfen, obwohl sie sehen, daß die Frauen so viel Arbeit haben. Braucht man mal wirklich dringend Hilfe, so bekommt man auf sechs Stellen vielleicht zwei Frauen zur Aushilfe, sie haben immer etwas anderes vor. Wir haben hier jetzt den Fall, daß ein Schwerkriegsbeschädigter eine Baracke bauen will und dazu Holz schlagen muß. Die Flüchtlinge helfen

¹ Otte war Sept. 1946–1959 Gemeindedirektor von Groß Hehlen.

ihm nicht dabei, wohl aber die Einheimischen, unter ihnen sogar ein 70jähriger. Sie wollen nur arbeiten gegen Gegenleistung, und die können doch so viele außer Geld nicht geben. Wir können hier von Groß Hehlen sagen, daß die Flüchtlinge durchweg alle mehr tun könnten, dadurch würde sich das Zusammenleben auf die Dauer viel angenehmer gestalten. Ein besonderes Kapitel ist es, daß keiner Nazi gewesen ist. Je weiter sie herkommen, desto weniger haben sie je etwas von Hitler kennengelernt. „Sind Sie Nazi?“ – „Nein, ich bin aus Breslau!“ Das ist ein Witz, der auch bei unsern Leuten hier zutrifft. Leider sind auch die Obleute der Flüchtlinge nicht immer einwandfrei, besonders was Schieben betrifft.

Im großen und ganzen muß man sagen, daß der alte bäuerliche Stamm ganz überdeckt wird von den Flüchtlingen sowohl als von den Ansiedlern. Durch die Aufrüstung, die Kasernen, die auf Hehlener Grund gebaut sind – im Rolande [Feldflur östlich von Groß Hehlen bei Tannholz] werden noch viele Ackerstücke von hier beackert, und durch die Bahn sind viele unbäuerliche Haushaltungen nach hier gekommen. Dazu kommt die Nähe der Stadt [Celle], die die Zuwanderung sehr begünstigte. Es wurden auch mehrere Höfe parzelliert wie Hemme, Rahls, Birken-Braul und dadurch viele kleine Stellen geschaffen. Die Bahn hat hier viele Angestellte wohnen, so die Familie Hasselmann. Vor allem aber hat die Chaussee mit ihren Verkehrsmöglichkeiten das alte Dorfbild Groß Hehlens sehr verändert durch die neuen Wohnstätten, die an ihr entstanden. Die ursprüngliche Grenze war am Weghaus und am Hermannsbürger Wege, die Straße nach Scheuen ist ja erst viel später gebaut.

Das Frühjahr 1945 mit seinen Unruhen und Wirren hat uns viel Schaden gebracht. Ich persönlich habe mit meiner Familie über 12000 Mark Schaden gehabt. Gleich beim ersten Gang der Engländer durch das Haus und den Keller sahen sie einen Schinken und Speck, beides wurde von ihnen verlangt, das Eisbein, das daneben hing, war „zu klein“. Viele Büchsen hatten wir eingegraben. Auch Schmuck und Kleidung, die wir auf dem Hof in einem Schuppen eingekuhlt hatten, wurden gefunden, sie hatten Metallsuchgeräte mit, da konnte eben nichts verborgen bleiben. Nur zwei Kisten, über die wir wieder Steinpflaster gemacht hatten in einem Schuppen, haben sie nicht gefunden.

Schon bei der ersten englischen Besatzungseinquartierung waren fünf Uhren und zwei Füllfederhalter weg, auch meine beiden Geigen, die eine im Werte von mehreren tausend Mark. Von den Geigen fand ich nur noch das Griffbrett und den zerbrochenen Bogen, sie müssen sie wohl verheizt haben. Auch meine besten Bücher haben die Engländer mitgenommen, es war das zweite Mal Einquartierung. Die haben den ganzen Tag gezimmert und geklopft an Kisten, die sie vollpackten. Auch die neue Nähmaschine war weg, sie hatte erst noch tagelang auf der Nachbarschaft untergestellt gestanden, aber die kannten sie nicht, und somit ist sie uns verloren gegangen.

Groß Hehlen hat in der ersten Zeit nach der Besetzung oft täglich über 2000 Mann wanderndes Volk beherbergen müssen. Sie lagen in Scheunen und Ställen, wenn die Häuser voll waren. In meinen beiden Klassen habe ich einmal 84 gezählt. Es ist nicht zu sagen, wie die nachher verschmutzt waren. Natürlich war alles Gemüse aus dem Garten weg. Wir selbst mußten $4\frac{1}{2}$ Monat aus dem Schulhaus heraus.

Als wir dann wieder hereindurften, standen uns die Haare zu Berge vor den Bergen – buchstäblich von Kot und Unrat, die man uns hinterlassen hatte, selbst die Engländer schüttelten den Kopf, als ich es den höheren Offizieren zeigte. Aus den Klosetts ragten die Kotberge wohl einen Meter hoch heraus, die Leute hatten nur noch im Stehen auf der Brille ihre Notdurft verrichten können. Dann hatten sie den Keller zum Abort gemacht, als der auch voll war, die Kellerstufen bis oben hinauf. Es war unbeschreiblich. Nur mit aller Mühe habe ich die Sache wieder in Ordnung bringen können. Ich habe mir ein Tuch vor Mund und Nase gebunden und mit der Axt einen Staken in das Abflußrohr getrieben und so ganz allmählich die Sache wieder zum Abfließen gebracht. Genau wie bei uns, so war es auch in den Schulaborten.

Die Engländer kamen am 12. April abends acht Uhr. Innerhalb von zwei Stunden hatten wir unsere Wohnung zu räumen, auf zwei Tage, hieß es. Wir nahmen gutgläubig nur das Allernötigste mit, räumten nicht einmal den ganzen Wäscheschrank aus. Die Nachbarn halfen uns, aber so schnell konnten wir ja auch nicht alles wegstreichen. Natürlich waren unsere Töpfe mit Sirup, der Wein, Cognac, Saft und eine Bettstelle, in der wir im Keller geschlafen hatten, weg. Wir kamen bei Bauer Knoop uns gegenüber unter. Es waren nacheinander in unserer Wohnung dreimal englische Einquartierung, dann Franzosen und Polen, dann KZ-Juden und gleichzeitig auf dem Hofe Russen. Unsere Zäune waren alle von Panzern umgefahren. Jetzt, August 1946, ist ein neuer Zaun gezogen. Auf dem Hofe war kein Stück Holz mehr zu finden. Der Rhabarber war herausgerissen, die Chalotten ebenfalls. Die walnußgroßen Äpfel rissen die Engländer ab und warfen sich damit. Einmal lagen mehrere Tische im Garten voll von Schinken, da wurde von den Engländern ein großes Schinkenessen veranstaltet. Als wir im Frühherbst wieder einziehen durften, lag die Speisekammer noch voll verwester Hühner, Rotweinflaschen und Bickbeergläser waren gegen die Wände geworfen. Der Umbau vom Sofa stand in der Küche, und darauf lagen Rasierklingen. Mit den Möbeln wußten sie scheinbar nichts anzufangen, das Klavier stand schließlich auf dem Vorplatz. Ich hatte mich mit dem einen Tommy ein bißchen angefreundet, der erlaubte mir, das Klavier ins Lehrmittelzimmer zu stellen und abzuschließen. Er hat mir auch aus England einen neuen Schlauch für mein Rad mitgebracht. Als ich später nicht mehr bei Knoops, sondern hier auf dem Schulgrundstück in der Waschküche schlief, um ein bißchen aufpassen zu können, kochten sich die englischen Wachmannschaften abends

Tee bei mir da unten, weil sie da auch gleich Holz hatten. Sie gaben mir aber eine Tasse ab. Mit dem Engländer war im allgemeinen ganz gut umgehen.

Als die erste Besetzung kam und ich bat, ob ich nicht in der Wohnung bleiben dürfte, wurde ich angefahren von einem Juden, der in englischer Offiziersuniform steckte: „Meckern Sie nicht!“

Wenn wir später bei den KZ-Leuten oder Russen die Tommys zu Hilfe holten, kamen sie wohl, warteten aber erst draußen noch eine Viertelstunde, ehe sie hineingingen, dann erst sagten sie drinnen: „Nun aber raus!“ Waren die Radaumacher dann draußen, dann klopfen sie ihnen auf die Schulter und gaben ihnen Zigaretten. Schlimm war die KZ-Leutezeit. Der Anführer wohnte hier in der Schule, ein internationaler Raubmörder, ein Jude, der in Lublin [-Majdanek] in dem Lager vier oder fünf seiner eigenen Leute totgeschlagen haben soll. Er wurde aber hier wiedererkannt und ist später erschossen worden. Dieser Jude spielte hier den großen Herren. Nichts war ihm gut genug. Einmal warf er den Klavierbock nach mir.

Die Russen hatten alles, was man sich denken kann an Mehl und Zucker, sackweise. Ich erinnere mich noch an einen Kirgisen, einen schlitzäugigen Menschen, der zog sich die Majorsuniform von meinem Schwiegersohn an, zog sich ein weißes Oberhemd an und stolzierte damit immer vor dem Spiegel hin und her. Wenn die Russen backen wollten, schleppten sie aus allen Klassen die Öfen auf den Hof und legten sie auf die Seite und heizten sie rotglühend. Dann strichen sie auf die Seitenteile einen Teig, der wurde so etwas wie Knäckebrötchen. Als Lokuspapier wurden meine Bücher benutzt. Die Karten aus der Schule wurden kaputtgemacht. Die Bilder zerstörten die Engländer, besonders auch die Familienbilder. Man ist oft mit stiller Wut um das Grundstück herumgegangen. Fußball wurde mit Vorliebe im Zimmer gespielt. Die Bälle flogen dann durch die Fensterscheiben. Mein Rad habe ich von unsern sechs Rädern glücklich später wiedergekriegt, es war inzwischen durch drei Besitzer gegangen. Alles, was für einen 1½-m-Zaun bereitlag an Latten und Pfählen, ist verheizt worden. Meine beiden Schweine, die ich mit nach Knoops genommen hatte, wurden dort mit abgeschlachtet. Als die Russen hier wegzogen, nahmen sie den Kutschwagen von Garten-Knoop, und er selbst mußte sie fahren. Kurz vor Braunschweig haben sie ihn dann vom Wagen gestoßen. Die Pferde hat er nach Wochen wiedergekriegt.

Die KZ-Juden in der Schule verlangten erst, daß wir sie beköstigen sollten. Da wir aber nichts hatten, waren sie einverstanden, daß unser Wirt Knoop das Essen kochte, es mußte natürlich das Schönste und Beste sein. Schon zum Frühstück Mettwurst und Schinken. Timmen-Knoop lag krank im Bett. Von dem wollten sie Anzüge haben, als ein anderer Bauer nicht mitgehen und sie führen wollte, wollten sie ihn erschießen.

Ich habe später immer in der Schweineküche auf dem Schulhof geschla-

fen, hatte meine beiden Hunde vor dem Bett, d.h. dem alten Sofa, hingelegt, damit ich bei jedem Geräusch wach wurde. Außerdem habe ich wochenlang gewacht, damit man den Frauen und Mädchen beistehen konnte, die immer in der Gefahr des Vergewaltigens waren. Die KZler waren durchweg ganz gut ernährt. Vor allem, als sie die doppelte Zuteilung bekamen, platzten sie bald aus den Nähten. Wenn ihnen das Essen nicht paßte, schrien sie: „So'n Fressen! Da haben wir es im KZ ja besser gehabt!“

Wenn sie sich in Groß Hehlen eingekleidet und sattgeräubert hatten, sagten sie sich: „Woanders gibt es vielleicht noch mehr“, und zogen weiter. So löste immer eine Horde die andere ab. Ich muß sagen, daß ich lieber die Russen haben will als diese eigenen Leute. Es waren zum größten Teil Verbrecher, das stand ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Aber sie reisten nun auf ihren Freischein „KZ“.

Mit den Trecks war das so: Sie kamen im Vorfrühling 1945 abends ausgehungert und durchfroren hier an, bei Gudehus' Gasthaus war Station und Rastplatz. Dann bekam ich Nachricht, es sind 50 Wagen da! Dann gingen die Frauen im Dorfe herum und holten Milch und Grütze oder Fleisch und Hülsenfrüchte zusammen, Mehl und alles, was dazugehört, und die Groß Hehlener haben reichlich und willig gegeben. Dann wurde gekocht, und in Gudehus' Veranda wurde Stroh aufgeschüttet für Nachtlager. Dann mußten erst noch die Pferde versorgt werden. Die Groß Hehlener Bauern haben immer wieder Futter gegeben, so daß im Sommer 1945 so wenig Futter da war, daß verschiedene Pferde aus dem Dorfe an Hunger eingegangen sind. Die Trecks wurden auch am andern Morgen mit heißer Milchsuppe versorgt. Nie hat sich ein Bauer gesträubt, wenn er eine 20-Liter-Kanne hergeben mußte, es ging natürlich alles ehrenamtlich und ohne jede Vergütung. Die Bauern sagten sich einfach, es muß sein! Viele Treckleute schliefen auch in der Schule, dann standen früh schon die Schulkinder mit Handwagen parat, um das Gepäck an die Trecks wieder heranzubringen. Für die Leute, die dann vom Treck in Groß Hehlen blieben, galt es, Öfen und Möbel zu beschaffen. Aber wir haben es alles gern getan, hoffte man doch immer noch, daß das Ende besser ausgehen würde.